

(Nachdruck verboten.)

Drei Tode.

Erzählung von Leo Tolstoj.

I

Es war Herbst. Auf der Landstraße fuhren im schnellsten Schritt zwei Wagen dahin. In der vorderen Kutsche sahen zwei Frauen; die eine, die Herrin, war mager und bleich, die zweite, die Dienerin, hatte rosige Wangen und üppige Formen. Die kurzen, trockenen Haare drängten sich unter dem verschossenen Hute hervor, die rote, in einem zerrissenen Handschuh stehende Hand nestelte beständig an ihnen. Die hohe, mit einem gewirkten Tuch überdeckte Brust atmete Gesundheit, die lebhaften, schwarzen Augen schweiften bald durch das Fenster über die dahinschwindenden Felder, bald betrachteten sie furchtsam die Herrin, bald musterten sie unruhig die Ecke der Kutsche. Vor dem Gesicht der Dienerin schaukelte in einem Rehe der Hut der Herrin, auf ihren Knien lag ein Bündchen, ihre Füße standen auf den Schachteln, die am Boden des Wagens lagen, und trommelten kaum hörbar vor dem Knarren der Federn und dem Klirren der Scheiben.

Die Dame hatte die Hände in den Schoß gelegt, die Augen geschlossen und wiegte sich schwach in den Kissen, die man ihr unter den Rücken gelegt hatte. Ihre Stirn war leicht gerunzelt, und sie hustete hohl. Auf dem Kopfe trug sie ein weißes Häubchen, um den zarten, bleichen Hals war ein blaues Tüchlein geschlungen. Ein gerader Scheitel, der unter dem Häubchen hervorah, teilte das blonde, auffallend dünne, vomadierte Haar in zwei Teile. Es lag etwas eigentümlich Trodenes, Abgestorbenes in der weißen Haut dieses breiten Scheitels. Die weiße, ein wenig gelbliche Haut lag nicht fest auf den dünnen und schönen Umrissen des Gesichts und rötete sich auf den Wangen und Backenknochen. Die Lippen waren trocken und unruhig, die dünnen Wimpern kränkelten sich nicht, und der Reise-Übermantel machte auf der eingefallenen Brust gerade Falten. Obwohl die Augen geschlossen waren, drückte doch das Gesicht der Dame Müdigkeit, Erregung und Gewöhnung an Leiden aus.

Der Diener auf dem Hof sah zusammengesunken da und schlief; der Postkutscher trieb unter lebhaften Zurufen einen kräftigen, schweißtriefenden Biererzug und schaute sich von Zeit zu Zeit nach dem andern Kutscher um, dessen Zurufe von dem Wagen hinten herüberkamen. Die gleichlaufenden breiten Spuren der Wagenräder zeichneten sich regelmäßig und schnell in dem kalkartigen Schmutz der Straßen ab. Der Himmel war grau und kalt. Feuchter Nebel bedeckte Felder und Wege. Im Innern der Kutsche war es dumpf, roch es nach kölnischem Wasser und Staub. Die Kranke legte ihren Kopf zurück und öffnete langsam die Augen. Ihre großen Augen waren glänzend und von schöner, dunkler Farbe.

Schon wieder, sagte sie und stieß nervös mit ihrer schönen hagern Hand den Mantelzipfel der Dienerin zurück, der kaum ihre Füße berührt hatte, und ihr Mund zuckte schmerzhaft zusammen. Matroscha nahm mit beiden Händen ihren Mantel auf, erhob sich auf ihren kräftigen Beinen und rückte ab. Ihr frisches Gesicht bedeckte sich mit hellem Rot. Die schönen dunklen Augen der Kranken folgten fieberhaft den Bewegungen der Dienerin. Die Dame stützte sich mit beiden Händen auf den Sitz und wollte sich auch erheben, um sich höher hinaufzusetzen, aber ihre Kräfte versagten, ihr Mund zuckte. Ihr ganzes Gesicht ward durch den Ausdruck ohnmächtiger, boshafter Fronte entstellt. Wenn Du mir wenigstens helfen wolltest! . . . Ach, es ist nicht nötig, ich werde allein fertig. Aber lege mir, bitte, nicht Deine Säckchen in den Rücken! . . . Nun, laß schon lieber, Du verstehst es doch nicht! Die Kranke schloß die Augen, dann öffnete sie wieder schnell die Lider und warf der Dienerin einen Blick zu. Matroscha biß sich in die rechte Unterlippe, während sie sie ansah. Ein schwerer Seufzer kam aus der Brust der Kranken, aber ehe er ausklang, ging er in Husten über. Sie wandte sich ab, runzelte die Stirn und faßte mit beiden Händen nach der Brust. Als der Husten vorüber war, schloß sie wieder die Augen und sah unbeeindruckt da. Die Kutsche und die Kalesche kamen in ein Dorf. Matroscha zog ihre runderliche Hand unter dem Tuche vor und machte das Zeichen des Kreuzes.

Was soll das heißen? fragte die Dame.

Eine Station, gnädige Frau.

Ich frage, warum Du Dich bekreuzest?

Eine Kirche, gnädige Frau.

Die Kranke wandte sich zu dem Fenster und begann sich langsam zu bekreuzen, sie öffnete ihre Augen weit und betrachtete die große Dorfkirche, um welche ihre Kutsche herumfuhr.

Die Kutsche und die Kalesche hielten gleichzeitig an der Station. Aus der Kalesche stieg der Gatte der Kranken und der Arzt, sie traten an die Kutsche heran.

Wie fühlen Sie sich? fragte der Arzt und legte seine Hand an den Puls.

Nun, meine Liebe wie geht's, bist Du nicht müde? fragte der Gatte französisch. Willst Du nicht aussteigen?

Matroscha nahm ihre Bündel zusammen und drückte sich in die Ecke, um die Sprechenden nicht zu stören.

Immer unverändert, antwortete die Kranke. Ich will nicht aussteigen.

Der Mann stand noch eine Weile, dann ging er in das Stationsgebäude. Matroscha sprang aus der Kutsche und lief auf den Fußspitzen durch den Schmutz zum Tore.

Daß ich nicht wohl bin, darf Sie nicht abhalten zu frühstücken, sagte die Kranke mit leichtem Lächeln zum Arzte, der noch am Wagen stand.

Sie kümmern sich nicht um mich, fügte sie noch vor sich hinsprechend hinzu, als der Arzt sich mit leisen Schritten von ihr entfernt hatte und eilig die Treppen des Stationshauses hinaufstieg. Ihnen ist wohl, alles übrige ist ihnen gleichgültig. O mein Gott!

Nun, wie, Eduard Zwanowitsch? fragte der Gatte, indem er dem Arzte entgegenkam und sich mit fröhlichem Lächeln die Hände rieb. Ich habe das Reisekästchen holen lassen. Wie denken Sie darüber?

Warum nicht? antwortete der Arzt.

Aber wie geht's mit ihr? fragte der Gatte mit einem Seufzer, indem er die Stimme senkte und die Augenbrauen hochzog.

Ich sagte Ihnen, sie kann unmöglich bis nach Italien kommen. Gott geb's, daß wir nach Moskau kommen. Besonders bei diesem Wetter.

Was ist also zu machen? Ach, mein Gott! — Der Herr bedeckte seine Augen mit der Hand. — Gib her, rief er dem Diener zu, der das Reisekästchen hereinbrachte.

Wir hätten zu Hause bleiben sollen, antwortete der Arzt und zuckte die Achseln.

Sagen Sie doch selbst, was habe ich tun können? erwiderte der Gatte. Habe ich nicht alles getan, um sie zurückzuhalten? Ich hielt ihr die Kosten vor, die Kinder, die wir allem lassen müssen, meine Geschäfte, sie will nichts hören. Sie macht Pläne für das Leben im Auslande, wie eine Gesunde, und ihr die Wahrheit über ihren Zustand sagen, das hieße geradezu sie töten.

Sie ist nicht mehr zu retten, das müssen Sie wissen, Wassilij Dmitritsch. Der Mensch kann nicht leben, wenn er keine Lunge hat; Lungen wachsen nicht wieder. Traurig, betäubend, aber was ist da zu tun? Meine und Ihre Aufgabe besteht nur darin, ihr Ende so leicht als möglich zu gestalten. Wir brauchen einen Geistlichen.

O mein Gott, so begreifen Sie doch meine Lage. Wie kann ich ihr von ihrem letzten Willen sprechen! . . . Es komme, wie es will, ich kann ihr das nicht sagen. Sie wissen doch, wie gut sie ist . . .

Versuchen Sie doch, ihr zuzureden, daß sie warte, bis es Schneewege gibt, sagte der Arzt, bedeutsam den Kopf hin und her wiegend. Es könnte uns unterwegs schlimmer ergehen.

Aksjuschka, he Aksjuschka, rief gellend die Tochter des Posthalters, indem sie die Kawaika über den Kopf warf und über die schmutzige Hintertreppe lief. — Komm, wir wollen uns die Gutscherrin von Schirkin ansehen. Sie ist brustkrank, heißt es, und reist ins Auslande. Ich habe noch nie einen Schwindsüchtigen gesehen.

Aksjuschka kam eilig an die Schwelle, die beiden Mädchen saßen sich bei der Hand und eilten zum Tore hinaus. In langsamerem Schritte gingen sie um die Kalesche herum und

Wänden durch das herabgelassene Fenster hinein. Die Kranke wandte ihren Kopf nach ihnen um, als sie aber ihre Reuegierde bemerkte, wurde sie unwillig und wandte sich zurück.

Du lie—ie—ber Himmel, sagte die Posthalterstöchter, hastig den Kopf zurückwerfend, was war das für eine Frau, und wie sieht sie jetzt aus! Ach entsetzlich! Hast Du gesehen, Affinscha, hast Du gesehen?

Ach, wie mager sie ist, stimmte Affinscha zu. — Komm, wir wollen noch einmal hinsehen, als ob wir an den Brunnen gingen. Siehst Du, sie hat sich umgedreht und ich habe sie noch nicht gesehen. Wie traurig, Mascha.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Orientalische Schwänke.

Von Roda Roda.

I. Geiri, Gurlur, Subalo.

Der Kadi von Pasargada war so berühmt ob seiner Weisheit und Gerechtigkeit, daß seine Urteile im Bilajet Ebatana geradeso galten, als hätte sie der Kalif selbst zum Gesetze gemacht.

Zu diesem Kadi kamen eines Tages drei sonderbare Kläger: Geiri, das Kamel — Gurlur, der Esel — und Subalo, der Däse.

Geiri war ihr Sprecher und sagte:

„Erhabener Kadi! Gefäß und Inhalt der Gerechtigkeit! Glanzspender des weißen Bartes! Stütze des Thrones und du Stab des Volksvertrauens! Ich Geiri — dieser hier: Gurlur — und jener: Subalo — erdienen vor deinem milden Angesichte, um Klage gegen die Menschen zu führen, die unsere Geschlechter verumglimpen und unsere ehrlichen Stammesnamen zu Schimpf und Schande für einander mißbrauchen. So oft einer von den Menschen eine Dummheit begeht, sagen ihm die anderen: Du Kamel! Du Däse! Du Esel! . . . Sprich, weiser Kadi, ist das gerecht?“

Der Kadi überlegte lange und sprach dann:

„Was ihr da sagt, scheint richtig — und doch ist schwer abzuwehfen — es steht ein uralter Brauch entgegen. Die Menschen halten euch nun einmal für dumm. Indes — gehet hin — du Geiri gen Ost, du Gurlur gen Süd — und du Subalo nach Westen und suchet, ob ihr einen Menschen fändet, der dummer ist als einer von euch. Kommt wieder in sieben Tagen und meldet mir von eurer Wanderung. Dann will ich entscheiden, wie's künftig sein soll.“

Als sieben Tage vergangen waren, standen die drei wieder vor dem Räterstuhl des Kadi von Pasargada und wollten berichten, was sie gefunden.

Subalo erhielt zuerst das Wort und begann:

„Ich weidete auf einer Wiese, da kamen zwei Menschen des Weges — eine Jungfrau und ein Mann. Er sprach auf sie ein; sie aber schüttelte nur immer den Kopf. Da sagte der Mann: „Ich liebe dich — ja — ich schwöre dir, daß ich dich liebe!“ Sie wollte immer noch nichts von ihm wissen. Er sei wankelmütig, sagte sie, morgen werde er sie vergessen haben. — „Nie, Geliebte,“ rief er, „ich schwöre dir, daß ich dich in alle Ewigkeit so heiß lieben werde wie heute.“ — Als sie das hörte, sank sie an seine Brust und sie küßten einander. — Sprich, Kadi, ist der Mann, der das mit ehrlichem Gewissen geschworen — nicht dummer als ein Däse? Und ist sie, die ihm das geglaubt . . .?“

„Genug,“ unterbrach der weise Richter, „du hast deinen Prozeß gewonnen . . . Laß hören, was Gurlur, der Esel, zu bieten hat.“

„Z—a, j—a,“ jagte Gurlur, „auch ich habe, glaube ich, meine Aufgabe gelöst. — Ich trabte durch die Straßen von Saugamela vor den Rebelln her, die die Burg ihres Städtchens stürmten. Sie fingen den Ketten und hielten Bericht über ihn. Er sollte selbstständig und heuchlerisch gewesen sein. Sie verbrannten ihn auf dem Scheiterhaufen und hoben Omer ib'n Selim an seine Stelle. Der versprach ihnen, nur für's allgemeine Wohl wirken und in allen Stücken ehrlich sein zu wollen. Da jubelten sie ihm zu und freuten sich sehr, daß sie nun einen besseren Stadtwater hätten, als der vorige gewesen. — Sprich, weiser Kadi, sind diese Menschen nicht dummer als die Esel?“

Nachdenklich nickte der Richter Beifall und winkte Geiri, dem Kamele, zu sprechen.

„Ich hörte in Arbela eine Streitfrage vor dem Gerichte an,“ erzählte Geiri. Es stand gefesselt Awdi, ein junger Mann da, der dem Armenier Gygos einen Beutel Goldes gestohlen haben sollte — just zu der Zeit, da Gygos beten gegangen war. Awdi hatte allein im Laden des Gygos geweilt und trug, wiewohl er aus armer Familie stammte, viel Gold bei sich, als man ihn gefangen nahm. Gleichwohl beteuerte er seine Unschuld und jammerte — er sei damals nicht im Pasar, sondern bei seiner Mutter gewesen. „Wenn es so ist,“ sagte der Kadi von Arbela, „dann laßt uns die Mutter vernehmen, die ich als überaus fromme und rechtliche Frau kenne.“ — Und sie sandten nach der Mutter. — Sprich, edler Kadi, sind diese Leute nicht dummer als die Kamele, die da glauben, eine Mutter werde nicht meineidig werden für ein Kind?“

„Ihr habt alle drei recht behalten“, entschied der Kadi, „und bei meinem Barte: fürderhin soll es keinem Muselmann beifallen,

einen Menschen ob seiner Dummheit mit dem Namen eurer Geschlechter zu belegen. — Ihr seid entlassen.“

Die drei gingen. — Vor dem Tore sagte das Kamel: „Was gilt die Bette, Brüder? Der alte Esel da drinnen meint, mit seinem Spruche sei uns nun geholfen!“

II. Der fromme Abdullah.

In Meklan, einem Dorfe bei Granada, lebte zur Zeit der maurischen Herrschaft ein Gelehrter, namens Abdullah, der nicht nur den Kor'an von vorn und von hinten auswendig herfagen konnte, sondern auch wegen seiner Macht über die Krankheiten des menschlichen Leibes weit und breit berühmt war.

Lange Jahre hatte er sorgenlos und hochberehrt im Kreise von Meklan gewirkt, als sich eines Tages der Derwisch Edhem im Orte niederließ. Der rühmte sich, ein Tahaei tabini, also ein Mann zu sein, der Leute gekannt habe, die andere Leute gekannt, die Allahs Abgesandten Mohammed mit eigenen Augen gesehen hatten — und lockte durch diese Klüge groß und klein, hoch und niedrig an sich.

Das verdroß den frommen Abdullah sehr. Er erinnerte sich jetzt ebenfalls, in seiner Kindheit Leute gekannt zu haben, die andere kannten, die Mohammed gesehen hatten — und — man lachte ihn aus.

„Warum verhöhnt ihr mich?“ fragte der alte Abdullah aufgebracht. „Glaubt ihr mir etwa nicht?“

„Wie sollten wir —“ antwortete man ihm, „wie sollten wir dir glauben, da doch seit des Heiligen Tode zwei Jahrhunderte verfloßen sind?“

„Aber der Derwisch Edhem ist jünger als ich,“ erwiderte Abdullah.

„Haaha!“ lachten nun alle. „Hört nur — Abdullah will älter sein als der Derwisch, der doch vierzig Jahre in der Wüste geüßelt hat, vierzig Jahre am Meeresufer und vierzig Jahre im Schatten einer von Mohammed aloihi salam wo sellem gepflanzten Palme!“

Durch so viel Klüge wurde der fromme Abdullah schmerzlich berührt und ging stumm und betroffen nach Hause.

Siebzehn Tage hielt er sich im Zimmer eingeschlossen und befragte die gelehrten Bücher.

Am achtzehnten Tage schritt er, ernster denn je, durch den Bazar. An der Schwelle des Richters saßen die Häupter der Gemeinde um den Derwisch Edhem versammelt.

Abdullah grüßte sie segnend, ging aber gemessenen Schrittes weiter. — Als er an das Ende des Dorfes kam, sah er Maurerleute an der Arbeit.

„Was tut ihr da?“ fragte der fromme Abdullah verwundert. „Wir bauen ein Haus für den überaus gelehrten Derwisch Edhem, dem es in Meklan so wohl gefällt, daß er zu bleiben gedenkt. Aber nun fehlen uns dreißig Bretter und ein Pfahl von dritthalb Ellen Länge — und wir überlegen, wo wir den Bauherrn finden könnten, damit er uns die fehlenden Hölzer beschaffe.“

„Dort ist er,“ sagte der fromme Abdullah und wies die Maurer nach einer falschen Richtung. Er selbst aber kehrte um und setzte sich dem Derwisch gegenüber vor des Richters Haus mitten unter die Häupter der Gemeinde.

Als einige Zeit vergangen war und der Derwisch seine Zuhörer mit immer neuen, immer größeren Klügen betört und wieder betört hatte, rief der Richter: „Sieh hin — dort naht dein Maurer. Was mag er wollen?“

„Weiß ich?“ sagte der Derwisch leichtsin und zuckte die Achseln.

Da sprach der fromme Abdullah:

„Wenn mich nicht alles trägt und ich in den letzten Wochen nicht Allahs Unwillen erregt habe, so wird der Maurer dreißig Bretter und einen Pfahl von dritthalb Ellen Länge fordern.“

Indessen war der Maurer herangelommen und — verlangte wirklich alles haar — haargenau so, wie es der fromme Abdullah vorhergefragt hatte.

Am selben Abend ergriff der Derwisch seinen Wanderstab und pilgerte von dannen. Vorher aber schlug er noch dem frommen Abdullah die Fenster ein.

III. Suleyman's Esel.

Eines Tages öffnete der arme Suleyman die Tür seines Stalles und vermiste den Esel. Er suchte ihn vor dem Hause, im Garten, auf dem Felde, im Buschwerk, die Dorfritze entlang — überall. — Vergebens. Der Esel war unauffindbar am ersten, zweiten und dritten Tage.

„He!“ rief der arme Suleyman einen kleinen Jungen an, der sich am Weiser umhertrieb, „hast Du nicht einen Esel gesehen? Einen kleinen, jungen, fetten, fleißigen, hellgrauen Esel? Er trägt eine Schelle am Hals, blaue Korallen am Halfter und hinten am Schweif eine rote, wollene Quaste. Hast du den gesehen?“

„Natürlich,“ antwortete der Bengel unverfroren. „Das ist ja derselbe Esel, der seit drei Tagen uns gehört.“

„Euch gehört? — Wieso gehört denn der Esel euch? . . . Wer bist du denn?“ fragte Suleyman.

„Ich bin der Sohn des Kadi, und der kleine Esel, von dem du sprichst, trägt seit zwei Tagen unser Korn zur Mühle und gehört schon uns.“

Der arme Suleyman meinte vor so viel Lüge und Falschheit in die Erde sinken zu müssen. — Als er sich erholt hatte, eilte er

schwurstracks vor das Haus des Kadi und horchte begierig am Spalt des Hoftores.

Richtig, da drinnen schrie ein Esel, sein Esel ein schmetterndes „Meha“ — o, von tausend Eseln konnte das kein anderer so schmetternd schreien.

Suleyman überlegte lange. Endlich glaubte er die richtige Form für sein Besuch gefunden zu haben und trat höflich in das Haus.

„Weisester, gerechtester, gnädigster Kadi,“ begann er, „vor drei Tagen hat sich mein Eselchen verlaufen, ein fettes, junges, fleißiges Eselchen — mit einer Schelle am Hals, so groß wie eine handtellergroße Schildkröte — blauen Korallen am Halfter, so blau wie himmelblaue Glaskugeln, und einer roten Wollquaste, wie eben die roten Wollquaste alle sind —“

„Nun — und? Was soll's?“ fragte der Kadi.

„Und nun soll mir ihn jener wiedergeben, der ihn hat, edelster, erhabener Kadi. Nicht wahr, er soll mir ihn wiedergeben?“

„Natürlich, das muß er,“ erwiderte der Richter in würdevoller Ruhe.

„So gib mir ihn denn, großmütigster Kadi, gib mir meinen jungen, fetten Esel wieder!“

„Ja?“ fragte der Kadi erstaunt und vornehm abweisend. „Ich habe keinen Esel.“

„Doch — edler Herr, du hast ihn. Er trägt seit zwei Tagen dein Korn nach der Mühle.“

„Nenich, wer du auch immer seist, ich sage dir: ich habe keinen Esel. . . Glaubst du mir etwa nicht?“

„Ja Herr! Gewiß — — aber . . .“

„Ich versichere dir noch einmal: Ich habe keinen Esel.“

„Aber höre doch, edler Kadi, eben schreit er wieder in deinem Hofe.“

„Du glaubst also einem Esel mehr als mir, Elender? — Hast zu, ihr Schergen, und säbelt dem Schurken fünfzig Hiebe auf die Fußhohlen herunter.“

Nach dieser kurzen, aber schmerzhaften Zeremonie war Suleyman entlassen.

(Nachdem verboten.)

Wie man in der Bastille lebte.

Von Karl Eugen Schmidt, Paris.

Von dem Leben in der Bastille macht man sich immer noch eine recht falsche Vorstellung. Die einen glauben an die entsetzlichsten Martern und Qualen, welche den Gefangenen daselbst zugefügt wurden, die anderen meinen, es sei das fidelste Gefängnis von der Welt gewesen. Der jüngst verstorbene Sardou zum Beispiel, der mit der Geschichte der großen Revolution sehr gründlich vertraut war, meinte, er hätte lieber drei Monate in der Bastille als in einem modernen Gefängnis sitzen wollen, und Furd-Brentano, der gründlichste Bastillekenner der Neuzeit, pflichtet dieser Ansicht Sardous bei. Trotzdem darf man sich auf das Urteil dieser Bastilleforscher nicht ohne weiteres verlassen, ebensowenig wie man den übertriebenen Schilderungen der Verherrlicher der Bastillezerstörer glattweg Glauben schenken darf. Um wirklich zu erfahren, wie es in der Bastille herging, wie man hinein und wieder herauskam, und welche Behandlung man daselbst erfuhr, muß man beiden Leuten anfragen, die selbst darin gewesen sind. Deren gibt es nun zwar tausende, aber trotzdem gibt es nur sehr wenige Zeugnisse von ihnen. Das kommt daher, daß es nicht nur den Sträflingen, sondern auch den Entlassenen auf das strengste untersagt war, irgend etwas über die Bastille auszuspielen oder gar zu veröffentlichen. Sobald ein ehemaliger Gefangener dieser Verordnung zuwiderhandelte, wurde er ohne weiteres wieder in die Bastille gebracht. Allein dieser Umstand zeigt übrigens schon, daß es in den modernen Gefängnissen doch ein klein wenig anders zugeht. Die einzigen ehemaligen Gefangenen, die den Mund aufzutun wagten, waren Leute, die sich nicht mehr auf französischem Boden befanden, und unter diesen steht an erster Stelle Constantin de Renneville, der von 1702 bis 1713 in der Bastille war und nach und nach so ziemlich alle ihre Räume kennen lernte, von den höchsten Turmgelassen bis zu den unterirdischen Kerkern. Renneville wird auch von Furd-Brentano häufig angeführt, um die angenehme Seite der Bastille zu beweisen, aber wenn man dann das Buch Rennevilles liest, das soeben in neuer Auflage*) erschienen ist, merkt man bald, daß Furd-Brentano sehr partiell zitiert hat. Man kann aus Renneville ebenfugut entnehmen, daß die Bastille ein fideles Gefängnis war, wie daß sie den Gefangenen in Marokko entsprach, zu denen die Touristen geführt werden, um den halbverhungerten Gefangenen, die ihre Arme flehend zwischen den Gitterstäben durchstrecken, ein Almosen zu reichen. Man sieht da in einen finsternen und feuchten Raum, der übel riecht, und wo sich halbnackte und hungernde Menschen in Dreck und Urat wälzen. Solche Orte gab es auch in der Bastille, so gut wie es daselbst gut möblierte Räume gab, deren Bewohner trefflich aßen und tranken. In Marokko können die Angehörigen der Gefangenen diesen nach

Aust Essen und Trinken, Kleider und Decken bringen, in der Bastille konnte der Gefangene sich für sein Geld die teuersten Weine und Speisen, die schönsten Möbel und Kleider kommen lassen. In der Bastille hatte es der reiche Mann gut, für ihn war es wirklich ein fideles Gefängnis, worin es ihm beinahe so trefflich ging wie in seiner eigenen Wohnung, worin ihm kaum mehr fehlte als die Freiheit. Daran denkt Furd-Brentano, und daran dachte Sardou, als er die Bastille pries.

Wie aber erging es den Armen und Mittellosen? Genau wiederum wie den Gefangenen auf der Kasbah in Tanger, oder vielmehr schlimmer, denn das Klima in Marokko ist milder als an der Seine, und da unten frieren die Leute kaum trotz ihrer Nacktheit. In der Bastille aber hungerten und froren die unbemittelten Gefangenen; ja, sie verhungerten und erfroren mirunter. Und noch häufiger verloren sie den Verstand, was man alles bei Renneville nachlesen kann. Das sieht also etwas anders aus als das von Furd-Brentano geschilderte fidele Gefängnis, obgleich auch dieses in der Tat existierte, wie schon gesagt.

Renneville hat also die verschiedenen Stufen kennen gelernt, er hat in der ersten Zeit, wo man ihn in der Bastille für einen wichtigen Politiker hielt, der vielleicht schon bald wieder freigelassen würde, und wo er auch noch Geld hatte, außerordentlich gut gelebt. Er schreibt uns mehrere seiner Menus aus der ersten Zeit auf, und da mag sich mancher die Lippen lecken und denken: In einem solchen Gefängnis möchte ich wohl auch einmal eingesperrt sein!

Aber die Rehrseite sieht auch nicht. Nachdem man gesehen hat, wie die reichen und hochstehenden Gefangenen behandelt werden, sieht man in den unterirdischen Kerkern vollständig nackte Menschen, die in dunklen und kleinen Zellen mit schweren Ketten an die Mauern ange schmiedet sind, die sich die ganzen Nächte mit den angreifenden Rattenheeren herum schlagen müssen, die vor Kälte und Hunger wahnsinnig werden oder sterben. Die Bastille war alles in allem ein Erdball im Meinen, und es gab da Leute, die schmauseten und wohllebten, andere, die darben und an ihrem Elend zugrunde gingen. Im allgemeinen lebten die Gefangenen zu zweien, dreien und vierein in einem Raume, und außerdem gelang es ihnen, durch die Schornsteine oder durch die in Decke und Fußböden gebrochenen Löcher mit ihren unter und über ihnen befindlichen Leidensgenossen in Verbindung zu kommen. Auch die Keller, auf welchen man ihnen ihr Essen brachte, dienten als Korrespondenzmittel. Offenbar wurden sie nie gewaschen, denn sonst hätten sich die Gefangenen nicht ihre Schwäbe, sein säuberlich auf die Unterseite der Keller geschrieben, gegenseitig erzählen können. Dieses Mittel war übrigens von den in der Bastille sehr zahlreichen Deutschen erfunden worden, und Renneville sagt, so lange es nur von den Deutschen benutzt worden sei, wäre die Sache trefflich gegangen, als aber auch die Franzosen die Keller beschrrieben, hätten die Wäcker den Spaß bemerkt, und von da an seien die Keller nach jeder Benutzung abgewischt worden.

Außer den Deutschen traf Renneville eine Menge Engländer, Holländer und Italiener in der Bastille. Das erklärt sich dadurch, daß die Bastille ein Staatsgefängnis war, worin man nicht Kretsch und Plethi, sondern im allgemeinen solche Leute unterbrachte, die sich gegen den König oder, was damals das nämliche war, gegen den Staat vergangen hatten. Und da damals schon der Franzose in jedem Ausländer, über dessen Gewerbsmittel er nichts wußte, einen Spion witterte, so setzte man in die Bastille vor allem jene ausländischen Protestanten, die vielleicht mit ihren in Frankreich verfolgten Glaubensgenossen sympathisierten und daher besonders geneigt schienen, den katholischen König an seine protestantischen Feinde zu verraten. Ueberhaupt war die Bastille zur Zeit Rennevilles, der selbst Protestant war, voll von französischen Protestanten und von anderen mit der katholischen Geistlichkeit in Konflikt geratenen Leuten, und im ganzen sahen da solche Gefangene, die das begangen hatten, was man heute politisches oder Preßvergehen nennen würde.

Renneville nennt zahlreiche Deutsche mit Namen, die er in der Bastille getroffen hat, und erzählt, warum sie gefangen gesetzt worden waren. Da war ein Apothekergehilfe namens Christian Heinrich Lind aus Leipzig, Christoph Anschütz, Sohn des Bürgermeisters von Heidelberg, der in der Bastille wahnsinnig wurde, der Baron Karl von Niehschütz aus Sachsen, eingezogen als Spion und Zuhälter, Johann Wenzel Lustig, ehemaliger Benediktinermönch aus dem Kloster Eberbach bei Mainz, der Protestant geworden war und zwei adeligen Französinnen, die den gleichen Glauben angenommen hatten, zur Flucht aus Frankreich geholfen hatte, Johann Christian Schrader von Pech, genannt Wippermann, hannoverscher Dragonerleutnant, der Spionage verdächtig, ebenso wie sein Bruder Georg, der einige Tage vor ihm in die Bastille geschickt worden war, Christian Gringer oder Kreuzer aus Lorgau, ein reicher Juwelier, der angeklagt wurde, mit dem Auslande in Briefwechsel zu stehen, und den man auf sein Versprechen entließ, innerhalb drei Monaten das Land zu verlassen oder katholisch zu werden; da er nach seiner Freilassung weder auswanderte noch katholisch wurde, setzte man ihn wieder gefangen und hielt ihn im ganzen fünf Jahre fest.

Einige dieser Leute sahen nur ein paar Monate, andere viele Jahre, wenn sie nicht gar wie Anschütz ihr Leben im Gefängnis beschloffen. Da das Schicksal dieser Deutschen besonders Interesse für uns hat, sei hier kurz nachgezählt, was Renneville von dem Apothekergehilfen Lind berichtet. Man ersieht daraus sehr an-

*) Constantin de Renneville. La Vie à la Bastille. Paris, Louis Michaud.

schaulich, wie man zu jener Zeit verhaftet wurde, und wie es einem in der Bastille erging — wenn man Geld hatte.

Kenneville erzählt, wie er in die schönste Kammer der Bastille gebracht wurde, in das oberste Turmgemach, die sogenannte Calotte oder Küche der Tour de Coin. „Ich traf daselbst einen jungen Mann, der auf seinem Bette saß und sich nicht rührte, als ich eintrat. Als sie mich mit meinem neuen Genossen eingeschlossen hatten und wir allein waren, ging ich hin, um ihn zu umarmen. Es war ein schöner junger Mann, zwanzig oder einundzwanzig Jahre alt, aber sehr niedergedrückt und traurig. Er trug einen Schlafrock aus gestreifter Seide, gesättigt mit grünem Taffet. Ich fragte ihn nach Namen und Herkunft, aber er antwortete mit einem „camaet verkan“, woraus ich entnahm, daß er ein Deutscher war. In schlechtem Holländisch, das ich ein wenig verstand, fragte ich dann weiter, und er sagte mir, daß er aus Leipzig sei. Ich fragte ihn, ob er lateinisch verstehe, und er antwortete mir in dieser Sprache. Dann fand ich, daß er so gut wie ich selbst geläufig italienisch sprach. Er hieß Christian Heinrich Lind und war der Sohn eines sehr reichen Arztes in Leipzig. Er erzählte mir, durch welches Unglück er in diesen Abgrund geraten war.“ Sein Vater, der ihn zärtlich liebte, hatte ihn nach Beendigung seiner Studien an mehrere deutsche Höfe und endlich nach Paris geschickt, wo er bei dem Apotheker Charvas, dem Sohne des berühmten Arztes Molyne Charvas, Rue des Boucheries im Faubourg St. Germain wohnte. Der junge Mann besuchte die medizinische Schule, die Krankenhäuser und den Pflanzengarten, wo er seine Studien fortsetzte, als man ihm die Weisung brachte, er müsse das Königreich verlassen, wo er infolge der zwischen Oesterreich und Frankreich durch den Tod des Königs von Spanien ausgebrochenen Streitigkeiten nicht sicher sei. Aus diesem Grunde begab sich Lind mit vielen seiner Landsleute nach Versailles zu Madame, der Schwägerin des Königs (es handelt sich um Elisabeth von der Pfalz, deren Erbansprüche nach dem Tode ihres Bruders von Ludwig XIV. zur Verwüftung der Pfalz benutzt wurden, und deren Briefe ein ausgezeichnetes Bild von den Zuständen am Versailler Hofe geben), um sie zu bitten, ihnen zu sagen, ob sie in Frankreich bleiben könnten oder nicht. Sie antwortete, sie hätten nichts zu fürchten, aber sie wolle sofort mit dem Könige darüber sprechen. Dies tat sie auch und kam sogleich zurück, um ihnen zu sagen, daß sie ruhig bleiben könnten, und daß sie ihnen Mitteilung machen würde, falls sie später abreisen müßten. Trotzdem wurden sie fast alle am nächsten Morgen verhaftet. Acht Tage vorher schon waren Anschütz, der Sohn des Bürgermeisters von Heidelberg, und einige andere Deutsche verhaftet worden, aber ihre Landsleute glaubten, es sei wegen Schulden, und ließen sich dadurch nicht ängstigen.

Am 5. September morgens klopfte es an die Tür Linds, und es traten drei oder vier Unbekannte herein, die ihm erzählten, Anschütz habe sie zu ihm geschickt, um seine Schuld zu regeln. Er sollte sich anziehen und mit ihnen zu Anschütz gehen, der ihm das geliehene Geld zurückgeben werde. Obgleich er sich wunderte, daß sie ein Inventar seiner Habseligkeiten aufnahmen, mußte er ihnen doch folgen und wurde in einem geschlossenen Wagen an die Bastille gebracht, wo man ihn in die Calotte der Tour du Coin führte. Erst sechs Tage später, als man ihm einen Genossen zuführte, erfuhr er, wo er sich überhaupt befand, und daß man ihn wahrscheinlich verhaftet hatte, weil er als Ausländer verdächtig sei. Der Genosse Lind's war ein bretonischer Edelmann, der sich mit dem Deutschen lateinisch unterhielt und ihm schließlich einen kostbaren Ring abnahm, den er nach seiner Freilassung verkaufen sollte, um für Lind zu arbeiten. Der Mann wurde auch wirklich freigelassen, aber Lind hörte nichts mehr von ihm.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

„Etwas auf dem Kerbholz haben“. Die Bedeutung dieser Redensart, „bei jemand in einer Schuld stehen“, vielfach auch übertragen „etwas auf dem Gewissen haben“, dürfte wohl allgemein bekannt sein. Weniger die weitverbreitete und selbst bei uns noch nicht ganz ausgestorbene Sitte, von der der Ausdruck sich herleitet. Er stammt nämlich aus jenen Zeiten, wo Rechnen, Lesen und Schreiben weiten Kreisen der Bevölkerung noch böhmische Dörfer waren. Das Kerbholz vertrat die Stelle eines Kontobuches. Es wurde hergestellt, indem ein gechlitzter Stab oder ein Brettchen mit auffallenden Jahresringen oder Knoten der Länge nach in zwei Teile geschnitten wurde. Die beiden Stücke mußten genau aneinander passen; hielt man sie nun zusammen und machte quer über sie hinweg Einschnitte, Kerben, so hatte man eine Urkunde von größter Beweiskraft, wenn z. B. Käufer und Verkäufer die Stückzahl der Ware oder die Summe Geldes durch die entsprechende Anzahl von Kerben bezeichnet hatten, da jeder sein Teil vom Kerbholz behielt und beide Teile stets übereinstimmen mußten. Arabische Ziffern konnten

natürlich nicht dabei verwendet werden; man bediente sich der römischen Zahlzeichen I und X. So hatten viele Familien bis ins 17. Jahrhundert hinein beim Geschäftsmann ihr Kerbholz auf dessen Rückseite Name oder Hofmarke eingebrannt war. Eine Minor Gerichtsordnung von 1621 erkennt ausdrücklich den Kerbholzern eine gerichtliche Beweiskraft zu.

Auch jetzt ist das Kerbholz noch nicht ausgestorben; in einigen altertümlichen thüringischen und bayerischen Schenken ist es noch statt Tafel und Kreide üblich. Im Böhmerwald rechnen Bauer und Holzhauer in der Weise miteinander ab, daß auf zwei genau zueinander passenden Holzplänen, von denen jeder einen behält, jeder Arbeitstag mit einer Kerbe bezeichnet wird. Im Oberböhmen trägt der Pflug so viel Kerben, als der Bauer Stück Rindvieh im Stalle hat, und viele Hirten zählen noch die ihnen untergegebene Herde nach der Anzahl der Kerben in ihrem Hirtenstab.

Astronomisches.

Die Spektren der Planeten. An der Lowell-Sternwarte sind im Laufe der letzten Jahre wichtige Neuerungen in der photographischen Aufnahme der Spektren der größeren Planeten gemacht worden. Die Bedeutung jedes neuen Erfolges auf diesem Gebiete liegt in der Möglichkeit, die Zusammenfügung der Planeten sowie ihre Atmosphäre dadurch genauer kennen zu lernen. Der mit Lowell zusammenarbeitende Astronom Slipher hat ein Verfahren erfinden, photographische Platten auch für die Teile des Spektrums empfindlich zu machen, die sehr weit auf dessen roter Seite liegen. Zu diesem Zwecke werden die Platten vor ihrer Benutzung in eine Lösung getaucht, die nach einer Mitteilung von Lowell an die „Nature“ aus Pinacjanol, Pinaverdol, Dichonin, Alkohol und Wasser besteht. Mit den so hergerichteten Platten wurden Aufnahmen sämtlicher größeren Planeten gemacht, also des Jupiter, des Saturn, des Uranus und des Neptun. Zu Vergleichszwecken wurde auch der Mond photographiert, der bekanntlich nicht das geringste Eigenlicht besitzt, also einfach das Sonnenspektrum wiederstrahlt. Die so erhaltenen Ergebnisse scheinen eine sehr erhebliche Errungenschaft für die Planetenforschung zu bedeuten. Eine große Zahl von neuen Linien und Bändern ist durch die neuen Spektalaufnahmen zutage gefördert worden, namentlich in den Spectra des Uranus und des Neptun. Zum Teil aber auch in denen der näheren Planeten Jupiter und Saturn. Die Linien und Bänder, die nicht vom Sonnenlicht herrühren, nehmen an Zahl und Stärke zu, je weiter der Planet von der Sonne entfernt ist. Insbesondere ist die Verstärkung zweier Linien des Elements Wasserstoff in den Spectren des Uranus und Neptun auffallend. Durch diese Tatsachen werden neue Anschauungen über den Zustand auch der fernsten Planeten angebahnt werden. Gerade diese — nach der Weltbildungstheorie von Kant — ältesten Trabanten der Sonnen scheinen sich eine gewisse Jugendlichkeit erhalten zu haben.

Aus dem Tierreiche.

Die Vorfahren des Hundes. Daß der Hund schon in vorgeschichtlicher Zeit der treue Genosse des Menschen ist, weiß man seit ziemlich langer Zeit durch Höhlenfunde und Ausgrabungen, namentlich aus der Zeit der Pfahlbauten. Dr. Studer hat in den Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Bern den Schädel eines Haushundes, der an einem vorgeschichtlichen Wohnplatz der sogenannten Hallstatt-Periode in der Nähe von Starheim bei Weidenhall gefunden war, genau untersucht und bei dieser Gelegenheit die bisherige Kenntnis der Hundarten aus vorgeschichtlicher Zeit zusammengefaßt. In der älteren Steinzeit hat der Mensch Hunde gehalten, die schon in allen Haupteigenschaften dem heutigen Haushunde ähnlich waren. Immerhin lassen sich nach den gefundenen Skelettresten besondere Verwandtschaftsmerkmale ableiten. Dieser Hund der älteren Steinzeit hatte etwa die Größe eines deutschen Schäferhundes, gleich aber sonst wahrscheinlich am meisten dem australischen Dingo und dem javanischen Hunde. Vermutlich lebte er noch in halbwildem Zustande neben dem paläolithischen Menschen und paarte sich wohl auch noch häufig mit dem Wolf, woraus eine neue Rasse entstanden zu sein scheint, die dem sibirischen Hunde (Laiki) gegliedert haben mag. Reste dieser Rasse sind in den Pfahlbauten des Neuenburger Sees in der Schweiz und des Ladoga-Sees in Rußland gefunden worden. Außerdem muß noch eine Kreuzung mit dem Wolfe von flacher Schädelform stattgefunden haben, der als die Urform der heutigen Jagdhunde gilt. In einer anderen Linie des Stammbaums zweigten von dem der älteren Rasse der Steinzeit unsere Schäferhunde ab und in einer noch anderen Linie die Hunderrassen, die im Bronzezeitalter die Kameraden des Menschen waren. Wahrscheinlich sind noch weitere Kreuzungen mit dem Wolfe erfolgt, von denen z. B. der kleine Hund der Pfahlbauten abzuleiten ist. Der beschriebene Hundeschädel von Starheim gehört zu einer Rasse, von der die Rassen der heutigen Saujagden stammen, und diese Rasse erschien erst mit der Eiszeit und scheint auf die Alpen beschränkt gewesen zu sein, wo sie noch jetzt durch die Bernhardiner vertreten wird.